



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Der Waffengebrauch der Polizei in Preußen. Der durch einen Vertrauensbruch in die sozialdemokratische Presse gelangte Erlaß des preußischen Ministers des Innern, durch den die Polizeibeamten angewiesen sein sollen, sofort vollen Gebrauch von ihrer Waffe zu machen und es nicht erst mit sogenannten Schreckschüssen und mit der flachen Klinge zu versuchen, hat natürlich überall, nicht nur in Preußen, viel Staub aufgewirbelt. Wir empfinden es nachgerade fast wie einen körperlichen Schmerz, es schlägt uns auf die Nerven, wenn immer wieder gerade in Preußen den politischen Brunnenvergiftern solche fette Brocken feilgeboten werden. Läßt sich das denn nicht vermeiden? Der Preußenhaß hat im Reiche doch wahrhaftig schon mehr Boden gewonnen, als gut ist, auch unter gut konservativen und reichstreuem Leuten.

Wir wissen nicht, ob sich neuerdings in einzelnen Fällen die Schreckschüsse und der Gebrauch der flachen Klinge als schädlich erwiesen haben, oder ob etwa im allgemeinen eine die Aufrechterhaltung der Ruhe und Ordnung gefährdende Angstlichkeit eingerissen ist. Die Möglichkeit ist ja nicht ausgeschlossen, und wenn der preußische Polizeiminister angesichts solcher Thatsachen den Fehler gerügt und dessen Abstellung den Regierungspräsidenten „vertraulich“ ans Herz gelegt hat, so ist dagegen nichts einzuwenden. In der üblichen Weise wird dann einer der Herren im Ministerium mit der Abfassung des „Erlasses“ beauftragt worden sein, wozu übrigens nach der bekannten Ansicht der ältern Exzellenz von Köller nicht immer ein Übermaß von Scharfsinn und praktischer Erfahrung für unerläßlich gehalten werden soll. Ein solcher Erlaß kann sehr gut gemeint sein, aber trotzdem, auch nachdem der Herr „Chef“ seine lange oder kurze Namensunterschrift darunter angedeutet hat, nicht die Heiligkeit und Unantastbarkeit in jedem Wort und jedem Komma verdienen, die ihm von den untern Bediensteten, deren Thun und Lassen er betrifft, vielleicht beigelegt wird, falls er ihnen durch die Zwischeninstanzen wörtlich zugeht. Die den Regierungspräsidenten mit gutem Sinn zu teil gewordne Erinnerung kann sogar als „Instruktion“ in der Hand des Schutzmanns oder Polizeikommissars allen Sinn verlieren. Das ist die fatale Eigentümlichkeit des Schreibwerks von oben herunter. Sie hat sich vielleicht auch in diesem Falle wieder einmal geltend gemacht.

Eine „Instruktion“ dahin, daß ausnahmslos vor dem ernsthaften Gebrauch der Waffe, mag der Fall liegen, wie er will, blind geschossen und flach gehauen werden solle, wäre wörtlich genommen sehr bedenklich; aber eine Instruktion, die wörtlich, grundsätzlich und ausnahmslos Schreckschüsse und flache Hiebe verbietet, ist noch bedenklicher. Jeder erfahrene Landrat und Polizeiverwalter wird das zugeben. Der Waffengebrauch der Polizei wird immer nach den besondern Umständen einzurichten sein, unter allen Umständen aber wird man dabei das Vergießen von mehr Blut, und vollends von mehr unschuldigem Blut, als nötig, zu vermeiden haben. Ganz gewiß kann durch Schreckschüsse und flache Hiebe eine bössartige Masse zu hartnäckigerm Widerstande herausgefordert werden, und der Waffengebrauch dann umso blutigere Folgen haben, aber umgekehrt kann auch das Niederschießen und Niederhauen, überhaupt das fließende Blut, die Gewaltthätigkeit und die Wut erst zum Ausbruch bringen. Darüber sollte man in Preußen am Ende des neunzehnten Jahrhunderts eigentlich kein Wort mehr zu verlieren brauchen. Wir reden auch nur davon, weil einige Tageszeitungen geglaubt haben,

der konservativen Sache dadurch zu dienen, daß sie bedingungslos die ganz unvernünftig scharfe Auslegung des Erlasses, als ob nun immer sofort und ausnahmslos scharf in die Leute hineingeschossen und gehauen werden müßte, in den Himmel erhoben und jede Mahnung zur Vernunft und Menschlichkeit beim Waffengebrauch gegen Aufstände als demokratische oder gar sozialdemokratische Staatsfeindlichkeit zu verkehren suchten. Mit aller Entschiedenheit legen wir gegen diese Verunglimpfungen des zeitgemäßen Konservatismus, von dessen weiterem Erstarken alles abhängt, Verwahrung ein. Das „Forschthun“ mit Blut und Eisen im Staatsleben macht nicht den Konservativen und nicht den reichs- und kaisertreuen Politiker, aber der konservative Name wird dadurch bloßgestellt vor dem ganzen deutschen Volke, da der ehrliche Konservatismus heute mehr als jemals die dringende Pflicht hat, sich um das Panier des Reichs und des Kaisers zu sammeln.

Sollte der Erlaß, von dem wir reden, nicht durch die oben erwähnten Thatsachen veranlaßt worden sein, sondern lediglich durch die Rücksicht auf die sich zweifellos mit der zunehmenden sozialistischen Verhegung steigende Gefahr gewaltthätiger Tumulte und aufrührerischer Putzche, so würde man unsers Erachtens auch denn die Sache vielleicht ganz gut gemeint aber am falschen Ende angefaßt haben.

Es kann gar keinem Zweifel unterliegen, daß der Staat angeichts dieser sich steigenden Gefahr die polizeilichen Machtmittel auf einen ganz außergewöhnlich hohen Stand zu bringen und auf ihm zu erhalten hat. Der alte Schäßle schrieb noch vor Ablauf des Sozialistengesetzes in seiner Zeitschrift folgendes über die in der Bekämpfung der Sozialdemokratie ohne Ausnahmegeetze dem Staat gestellten Aufgabe: „Allein nicht im Bereiche gemeinrechtlicher Strafjustiz liegt die Hauptaufgabe. Die direkte Bekämpfung der sozialdemokratischen Umsturzbestrebungen wird weit mehr Aufgabe der gemeinrechtlichen Polizei- und Militärverwaltung sein. Was auf diesem Boden etwa bereits weiter geschehen ist, um Umsturzversuchen vorzubeugen und Umsturzhandlungen niederzuschlagen, entzieht sich jedoch der öffentlichen Kenntnis und der Kritik der Laien. Nur die allgemeinen Maßregeln lassen sich leicht vermuten: zuverlässige und starke Sicherheitspolizei in den großen Städten; zuverlässige und starke, möglichst aus der Landbevölkerung gestellte Garнизonen und — gegen Putzche im Kriegsfall — ebensolche Landsturmbatallionen im Umkreise der großen Städte; hinreichend starke Bedeckung und sichernde Ortswahl für die Arsenale, Waffen- und Munitionsdepots gegen Überraschung usw. . . . ; Überwachung, Einschränkung und nötigenfalls Verbot des privaten Waffen- und Munitionsbesitzes. Wenn in diesen und andern Richtungen die gemeinrechtliche Sicherheitspolizei und Militärverwaltung wirklich schon alles gethan haben sollte, um Umsturzversuche zu zerstreuen, so ist dies ein Verdienst nicht bloß um das Bürgertum, sondern auch um das Proletariat und dessen Führer. Beide letztern verfallen dann der »schießenden Flinte und dem hauernden Säbel« des Herrn von Puttkamer nicht.“

Das mögen sich die sogenannten „liberalen“ und sozialistischen Kreise gesagt sein lassen, ebenso wie manche Regierungen. Es geht ohne ein starkes Aufgebot polizeilicher Machtmittel heute nicht mehr, und wir sollten nie vergessen, daß selbst in Preußen, das man so gern als den Polizeistaat in Deutschland hinstellt, Polizei und Gendarmarie dem „freien“ England gegenüber in auffallend kleiner Anzahl vorhanden ist. Wenn Schäßle die Großstädte allein hervorhebt, so mag das in Bezug auf große Umsturzaktionen guten Sinn haben, aber gerade auch in unsern, selbst den industriereichen, Mittel- und Kleinstädten und großen Landorten liegt der Mangel an Polizei offen zu Tage. Die Gendarmarie ist so zerstreut, daß ein Aufgebot von fünf bis zehn Mann schon längere Vorbereitung voraussetzt, und die

Polizeidiener oder Schutzleute in den Mittel- und Kleinstädten entsprechen weder an Zahl noch an Tüchtigkeit dem Bedürfnis. Sie sind selbst bei unbedeutenden Ausläufen fast immer in der kläglichsten Lage. Sowohl die Vermehrung als die bessere Bezahlung und bessere Schulung des Polizeipersonals ist ernstlich zu verlangen. Der Staat hat dabei selbst und unmittelbar das Heft in der Hand zu behalten, die vielgerühmte Selbstverwaltung ist in England auf diesem Gebiete längst bankrott geworden, und bei uns ist sie von vornherein bankrott gewesen. Es wäre im höchsten Grade zu beklagen, wenn man in Preußen glauben sollte, diese Schwäche der polizeilichen Einrichtungen durch schärferes Schießen und Hauen wett machen zu können.

Wenn man annähme, der moralische Eindruck, den der Erlaß auf das Volk mache, wäre insofern von präventivem Wert, als nun der Sanhagel sich hüten würde, sich der Aufforderung, auseinander zu gehen, zu widersetzen, so wären das sehr unpraktische Illusionen. Abgesehen davon, daß das Auseinandergehen meist sehr viel leichter verlangt als selbst beim besten Willen gemacht ist — ein Umstand, der die Schreckschüsse der einschreitenden Polizei häufig nahe legt —, so denkt die leichtsinnige, erregte und neugierige Masse, die bei diesen Affairen hauptsächlich in Betracht kommt, an den „Erlaß“ überhaupt nicht. Vielleicht könnten eine Reihe sehr blutig ablaufender Tumulte Eindruck machen, und es fehlt ja nicht an gedankenlosen oder schlechten Leuten, die den Wunsch nach solchen auch für ein Zeichen konservativer Gesinnung halten. Wer aber nicht gedankenlos redet und nicht schlecht ist, der wird diese Pädagogik nicht gut heißen. Will man Eindruck machen und unnötiges Blutvergießen vermeiden, so Sorge man für die rechtzeitige Bereitschaft möglichst reichlicher tüchtiger Polizeimannschaften und für den intensivsten Aufklärungsdienst, d. h. die sorgfältigste Überwachung aller Vorkommnisse und Veranlassungen, die zu Tumulten Veranlassung geben können, durch zuverlässige achtungswürdige Beamte. Die Sünden der preussischen Polizeiverwaltung geben dem Minister wahrhaftig Grund genug zum praktischen Eingreifen. Mit „Erlassen“ ist wenig gethan, wenn die hohen „Chefs“ sich nicht mehr um den praktischen Dienst tief unten, auf den alles ankommt, kümmern.

Und selbst wenn — was sehr unwahrscheinlich ist — der Erlaß die Wirkung der durch ihn angeblich verbotnen Schreckschüsse haben sollte, so wäre die traurige aber ganz sichere Nebenwirkung immer noch tief zu beklagen, daß er viele Tausend gebildeter, patriotischer Männer in Deutschland unnötig vor den Kopf stößt und noch viel mehr ganz brave aber leichtgläubige Arbeiter mißtrauisch macht und der Sozialdemokratie ins Garn treibt.

Bücher über Frankreich. Obwohl wir im allgemeinen über das Leben unsrer westlichen Nachbarn besser unterrichtet sind, als sie über uns, so fehlt unsrer Kenntnis über sie doch selbstverständlich noch sehr vieles, und Bücher, die mit der Absicht auftreten, hier eine Lücke auszufüllen, sind von vornherein unsrer Beachtung wert.

Die Entwicklung der französischen Litteratur seit 1850 von Erich Meyer (Gotha, Perthes) ist ein solches Buch. Der Verfasser weist darauf hin, daß sich die Franzosen viel mehr um das Treiben ihrer Schriftsteller bekümmern und ernsthafter über das Verhältnis der Tageslitteratur zu den Erscheinungen der Vergangenheit nachdenken, als wir es in Bezug auf unsre Litteratur zu thun pflegen. Bei ihnen ist ja auch das Interesse an der Sprache als Form viel größer, und die Fragen des Klassizismus und der Romantik, worüber alljährlich in der Revue des deux Mondes Aufsätze erscheinen, sind unserm Publikum höchst gleichgiltig, oder

es schreibt darüber bei uns höchstens der Fachmann einmal für den Fachmann, und dann jedenfalls auch in weniger lesbarer Darstellung. Der Verfasser will uns nun diese neuere französische Litteratur vorführen, soweit sie mit dem Leben zusammenhängt und das Interesse aller gebildeten Menschen beansprucht. Er schildert hübsch und setzt klar aus einander. Nur selten finden sich Unrichtigkeiten. So die öfter wiederholte Behauptung, daß die klassische Dichtung der Franzosen nicht national gewesen sei; national war sie durchaus, nur nicht volkstümlich. Oder die Bemerkung zu den französischen Romantikern: „teilweise fand sich die Wertherstimmung bereits in Rousseaus 1760 erschienener *Nouvelle Héloïse*.“ Vielmehr lag die Sache so, daß, was Goethe und andre Deutsche von Rousseau nahmen, die Franzosen später, vor allem von den deutschen Romantikern zurückempfingen. Nicht klar ist ferner die Mitteilung über George Sand; man müßte nach Seite 167 meinen, ihre Dorfgeschichten wären nach 1848 geschrieben, sie sind aber doch älter als die sozialpolitischen Schriften. Der erste Abschnitt ist dem „Romantismus“ gewidmet (warum nicht „Romantik“, wie wir, oder „Romanticismus“, wie die Franzosen sagen? man sagt doch auch nicht „Klassismus“), der zweite den Realisten, die sich seit Zola gern Naturalisten nennen; dieser wird bis auf die Neusten (die Parnassiens, Baudelaire und die Dekadenten) fortgeführt. Am ausführlichsten sind im ersten Abschnitt Alfred de Vigny, Victor Hugo, Théophile Gautier und Alfred de Musset behandelt, im zweiten Flaubert, die Brüder Goncourt, Zola und Daudet. Der Charakteristikkönnen wir durchweg zustimmen, die Schilderung geht über die der üblichen Litteraturgeschichte gezogenen Grenzen hinaus und giebt manche feine Bemerkung. Wer das Buch gelesen hat, wird sich, abgesehen von allerlei Gelerntem, angenehm angeregt fühlen. Es ist nicht die gewöhnliche belehrende Tonart, die die Darstellung beherrscht, sondern eine feinere nach Eindruck und künstlerischer Form strebende Ausdrucksweise. Der Verfasser hat entschieden Sinn für die Sprache und großes Gefallen an der französischen; auf diese Weise ist z. B. die ganze Behandlung Baudelaires viel günstiger ausgefallen, als es nach unsrer Auffassung hätte geschehen dürfen.

Ein Buch mit ähnlichen Zielen ist *Wanderungen durch Frankreich* von Dr. Richard Pappriß (Berlin, Fußinger). Der Verfasser hat lange als Lehrer in Frankreich gelebt und namentlich den Süden kennen gelernt. Sein Buch enthält vielerlei, was unsre Reisebücher zweckmäßig ergänzt und jedem, der diese Gegenden besuchen möchte, zur Vorbereitung dienen kann; namentlich die Schilderungen der kleinen französischen Bäder sind sehr unterrichtend. Auch was über die Menschen gesagt wird, ist manchmal von Interesse, allerdings nicht immer, denn das Feld des Beobachters war hier — in sozialer Hinsicht — beschränkt und zufällig. Die Kapitel über französische Schulen, Universitäten und Studenten sind überflüssig. Soviel von dem Inhalt. Der Verfasser liebt es, mit Betrachtungen, Erzählungen und Exkursen aus Geschichte, Litteratur und Kunst sich sehr in die Breite zu ergehen. Seine Ausdrucksweise ist aber unglaublich salopp. Oft ist man auch versucht, an einen mißlungnen Witz zu denken: „Eine Schattenseite von Biarritz ist das Fehlen jeglichen Schattens“ oder bei der Bemerkung über Gounod, der als Komponist in Deutschland nur durch seine Margarete bekannt sei: sein herrlichstes Werk, die Cäcilienhymne „ist in der Musik das, was Carlo Dolcis Gemälde in der Dresdner Galerie in Farben ist.“ Dann ist sie nämlich sehr wenig! Dazwischen begegnen uns seltsame Mitteilungen. Heinrich IV. von Frankreich war jedenfalls nicht „mit der kalten, intriganten Katharina von Medici vermählt“ (S. 171), denn sie war bloß seine Schwiegermutter. Der Arme Heinrich ist nicht von Wolfram von Eschenbach (S. 226), und Sidonie gehört nicht in Daudets *Numa*

Roumestan (S. 244), sondern in Fromont jeune et Risler aîné. Man braucht das ja vielleicht nicht alles zu wissen, auch als Lehrer des Französischen nicht, aber man braucht dann auch keine Bücher darüber zu schreiben, und das Buch von Pappritz wäre nicht nur ansprechender, sondern auch viel nützlicher gewesen, wenn sich der Verfasser hätte entschließen können, alle diese hors d'œuvres über Kunst, Litteratur usw., das heißt mindestens ein Drittel des Ganzen, wegzulassen.

Nietzsche und Novalis. Als ich die Nietzscheartikel geschrieben hatte, fiel mir ein: wir haben ja einen ältern Dichter, der sich in Aphorismen und Paradoxen verloren hat, den wollen wir einmal zur Vergleichung nachschlagen, und richtig fand ich in Novalis den ganzen Nietzsche, nur einen, der es zur Versöhnung aller Gegensätze und zur wehmütig-heitern Ruhe gebracht hatte. Außerdem sind sein Osterdingen und mehr noch seine geistlichen Lieder künstlerische Leistungen von bleibendem Wert, während von Nietzsche im nächsten Jahrtausend wahrscheinlich nichts mehr gelesen werden wird. Auch verrät der jung verstorbne Dichter mehr positives Wissen, namentlich in den Naturwissenschaften, als der älter gewordne Philosoph. An Paradoxie giebt Novalis Nietzsche nichts nach. Man vergleiche z. B.: „Die Naturlehre muß nicht mehr kapitelweise, fachweise behandelt werden, sie muß ein Continuum, ein organisches Gewächs — ein Baum werden, oder ein Tier, oder ein Mensch.“ Aber zwischen beiden waltet doch auch in dieser Beziehung ein großer Unterschied ob. Nietzsche hat Bücher voll Paradoxien in Aphorismenform veröffentlicht. Novalis hat diese Sachen nur für sich aufs Papier geworfen, und lange nach seinem Tode haben seine Freunde diese Blätter herausgegeben. Hätte er selbst länger gelebt und philosophische Bücher herausgeben wollen, so würde er ohne Zweifel die Aphorismen nur als Stoff behandelt, daraus ein Ganzes gestaltet und jeden Satz gestrichen oder umgearbeitet haben, der keinen verständlichen Sinn ergab. Dazu muß man erwägen, daß er nicht, wie Nietzsche, mit seiner Schriftstellerei welterschütternde Thaten zu thun gedachte, sondern daß sie ihm bloß Zeitverreib und Bildungsmittel war; das bergmännische Amt, das er anstrebte, und das häusliche Glück, das er sich aufzubauen gedachte, waren ihm die Hauptsache. An einen ältern Freund schrieb er: „Die Schriftstellerei ist eine Nebensache. Sie beurteilen mich mehr billig nach der Hauptsache, dem praktischen Leben. Wenn ich gut, nützlich, thätig, liebevoll und treu bin, so lassen Sie mir einen unnützen, ungenuten, harten Satz passiren. Schriften unberühmter Menschen [ein solcher wollte er also sein] sind unschädlich, denn sie werden wenig gelesen und bald vergessen. Ich behandle meine Schriftstellerei nur als Bildungsmittel. Ich lerne etwas mit Sorgfalt durchdenken und bearbeiten — das ist alles, was ich davon verlange. Kommt der Beifall eines klugen Freundes noch obendrein, so ist meine Erwartung übertroffen. Nach meiner Meinung muß man zur vollendeten Bildung manche Stufen übersteigen; Hofmeister, Professor, Handwerker sollte man eine Zeit lang werden, wie Schriftsteller.“ Es würde ihm also, auch wenn er länger gelebt hätte, gar nicht eingefallen sein, Berufsschriftsteller zu werden. Nicht anders als die Schriftstellerei schätzte er die Philosophie, von der er nicht die thörichte Erwartung hegte, daß sie noch einmal etwas Neues finden werde, das geeignet wäre, das Leben umzugestalten. „Die Philosophie, schrieb er im Februar 1800, ruht jetzt bei mir nur im Bücherregal. Ich bin froh, daß ich durch diese Spitzberge der reinen Vernunft durch bin und wieder im bunten erquickenden Lande der Sinne mit Leib und Seele wohne. Die Erinnerung an die ausgestandnen Mühseligkeiten macht mich froh. Es gehört in die Lehrjahre der Bildung. Übung des Scharfsinns und der Reflexion sind unentbehrlich. Man muß nur nicht über die Grammatik die Autoren

vergessen; über das Spiel mit Buchstaben die bezeichneten Größen. Mathematik allein wird keinen Soldaten und Mechaniker, Philosophie allein keinen Menschen machen.“

Novalis war durch und durch Aristokrat und Monarchist; sein Ideal war das patriarchalische Regiment; aber er erkannte die Schattenseiten des Monarchismus und die relative Berechtigung der demokratischen Republik und forderte, daß die Anhänger der beiden Staatsformen einander duldeten. Über das Christentum urteilt er von diesem Standpunkte aus ganz ähnlich wie Nietzsche und doch — wie anders! „Die christliche Religion ist auch dadurch vorzüglich merkwürdig, daß sie so entschieden den bloßen guten Willen im Menschen und seine eigentliche Natur, ohne alle Ausbildung, in Anspruch nimmt und darauf Wert legt. Sie steht in Opposition mit Wissenschaft und Kunst und eigentlichem Genuß. Vom gemeinen Mann geht sie aus. Sie beseelt die große Majorität der Beschränkten auf Erden. Sie ist das Licht, was in der Dunkelheit zu glänzen anfängt. Sie ist der Keim alles Demokratismus, die höchste Thatsache der Popularität. Ihr unpoetisches Außere, ihre Ähnlichkeit mit einem modernen häuslichen Gemälde scheint ihr nur geliebt zu sein. Sie ist tragisch und doch unendlich mild; ein echtes Schauspiel, Vermischung des Lust- und Trauerspiels. Die griechische Mythologie scheint für die gebildeten Menschen zu sein und also in gänzlicher Opposition mit dem Christentum. Der Pantheismus ist ein drittes Ende. Die Vernichtung der Sünde, dieser alten Last der Menschheit und alles Glaubens an Buße und Sühnung, ist durch die Offenbarung des Christentums eigentlich bewirkt worden.“ Nicht die Sünde, sondern die Einbildung der Sündhaftigkeit hat Christus hinweggenommen, darin besteht die Erlösung. „Ein alter, schwerer Wahn von Sünde war fest an unser Herz gebannt,“ heißt es in dem herrlichen Liede: Was wär ich ohne dich gewesen. Sein fester und ruhiger Glaube an Gott löste ihm alle Widersprüche des Lebens in Harmonie auf. Freilich war sein Gott ein pantheistischer Gott, von und in dem er mehr mystisch träumte, als daß er sich sein Wesen klar zu machen gesucht hätte. Religion ist ihm Liebe. „Die Liebe ist frei, sie wählt das Ärmste und Hilfsbedürftigste am liebsten. Gott nimmt sich daher der Armen und Sünder am liebsten an. Giebt es lieblose Naturen, so giebt es auch irreligiöse. Religiöse Aufgabe: Mitleid mit der Gottheit zu haben. Unendliche Wehmut der Religion. Sollen wir Gott lieben, so muß er hilfsbedürftig sein. Wiefern ist im Christentum diese Aufgabe gelöst?“ Hier könnte man eine Brücke zu Schopenhauer sehen, aber Novalis hat keine pessimistische Ader. Nietzsche will der Ekel an den „Allzuvielen“ umbringen, Novalis bemerkt einmal: „Allzuheftige Unleidlichkeit des Unvollkommenen ist Schwäche.“ Auch den Übermenschen kennt Novalis recht gut. „Das Ideal der Sittlichkeit hat keinen gefährlicheren Nebenbuhler, als das Ideal der höchsten Stärke, des kräftigsten Lebens, was man auch das Ideal der ästhetischen Größe (im Grunde sehr richtig, der Meinung nach aber sehr falsch) benannt hat. Es ist das Maximum der Barbaren und hat leider in diesen Zeiten der verwilderten Kultur gerade unter den größten Schwächlingen sehr viele Anhänger erhalten. Der Mensch wird durch dieses Ideal zum Tier-Geiste, eine Vermischung, deren brutaler Witz aber eine brutale Anziehungskraft für Schwächlinge hat.“ — Die Überschätzung Nietzsches mag zum Teil daher kommen, daß sich Leute auf ihn geworfen haben, die nicht besonders belesen sind, und die nun hier manchen packenden Gedanken zum erstenmale finden, den andre schon oft in ältern Büchern besser ausgedrückt gelesen haben.

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig